

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 14 (1931)
Heft: 18

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dung: antireligiöse Tendenz! Unsere Leser können sich noch an unsere Forelnummer erinnern und an die klassischen Ausführungen über Religion, diese Ausführungen dürfen im Radio nicht wiedergegeben werden. Jeden Sonntag darf ungehindert irgend ein katholischer oder evangelischer Pfarrer mit oft öden und schemenhaften Predigten die Gehirne der Menschen in der Tat verkleistern, aber ein ehrlicher und aufrechter Freidenker, wie es Forel z. B. war, darf nicht zur Allgemeinheit sprechen. Und wer verbietet das? Die Katholiken und Evangelischen unseres Landes mit samt ihrer Vertretung in dem Parlament und den Behörden. Unter solchen Zeitumständen kommt die Frage: welche Richtung?

Sind es nicht die Gegner, welche uns genau die Richtung vorschreiben? Niemals dürfen wir als Freidenker einen Weg beschreiten, der im Zickzackkurs zum Schluss doch wieder ins Lager unserer Gegner führt. Eine reinliche Scheidung muss zwischen der Reaktion und uns Zukunftsmenschen eintreten. Wir symbolisieren die Zukunft, die andern das Vergangene. Und schon ist der Richtungsstreit geklärt: Immer vorwärts, niemals rückwärts. Also niemals rechts, wenn dort das Lager der Reaktion ist, aber auch nicht links, wenn auf Umwegen der Irrwegen doch wieder rechts zum Siege kommen sollte, sondern für uns als Freidenker gilt nur die Devise: vorwärts. Wer ebenfalls diese Richtung wandert, wird uns zum Bundesgenossen haben, wer aber rückwärts seine Schritte lenkt, wird uns nie als Weggenossen finden. Die Uebersetzung ins praktische Leben dürfte wahren Freidenkern nicht schwer fallen. Damit sei die Diskussion über Richtungen der Freidenkerbewegungen geschlossen. Wichtiger als der theoretische Streit ist die praktische Arbeit. Abrüsten all die verschiedenen religiösen und weltanschaulichen Denkformen der Vergangenheit, aufrüsten mit den Erkenntnissen der modernen Wissenschaft und Gesellschaftslehre, um die Menschheit aus aller Bevormundung zu befreien, das ist das Gebot der Stunde. Und darin sind wir alle einig! Nach dieser Richtung hin lasst uns wandern! Endziel: Ein freies Volk auf freiem Boden! K.

Freidenkertum u. Freiwirtschaftslehre.

Von Jules Lippert.

Vorwort. Wenn die Redaktion folgenden Artikel aufnimmt, so geschieht das aus dem Gedankengang heraus, dass Freidenker über alle zurzeit herrschenden Theorien unterrichtet sein sollen, damit sie sich ein klares Bild über die Gegenwart bilden können. Die Red.

Das Freidenkertum macht es sich zur Aufgabe, durch Lösung von den geistigen Fesseln, in welche der Machtwille Einzelner im Laufe der Zeiten den grösseren Rest der Erden-

bewohner verstrickt hat, die Menschheit auf eine höhere und bessere Stufe der Erkenntnis emporzuheben.

Wenn ich nun mit den folgenden Ausführungen mich auf ein Gebiet begeben, das lediglich die wirtschaftliche Frage an-tönt, so wird man mir vielleicht da und dort entgegenhalten, dass diese letztere mit unsern rein ethischen Anschauungen nichts zu tun hat und folglich nicht in den Bereich unserer Diskussionen gehört. Eine oberflächliche Betrachtung mag solcher Behauptung recht geben, jedoch wer der Sache etwas näher auf den Grund geht, wird bald zu der Ueberzeugung kommen, dass zwischen wirtschaftlichen und geistigen Fragen viele Fäden hin und wieder spinnen und dass letzten Endes der von uns erstrebte Hochstand geistiger Struktur durch einen solchen wirtschaftlicher Natur bedingt wird.

Wir befinden uns heute in einem Zustand wirtschaftlicher Depression, wie er wohl noch selten oder nie auf uns lastete.

Millionen von Arbeitslosen auf beiden Hemisphären, überall Not und Elend, mehr als wir ahnen, und wenn es bei uns in der Schweiz nicht ganz so krass aussieht, wie in den Weltstädten draussen, so darf uns dies nicht abhalten, als mitfühlende und auch als praktisch denkende Zeitgenossen diesen bedauernswerten Tatsachen unsere ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden, denn wir wissen, dass bei unserer heutigen handelspolitischen Konstellation ein Land gar leicht die missliche Lage des Nachbarn zu spüren bekommt.

Wenn nun eine derartige wirtschaftliche Depression auf der einen Seite dazu führen kann, viele Menschen dem Glauben an einen persönlichen Gott zu entfremden, der den Lebendigen doch nicht hilft, wenn sie nicht selbst verstehen, ihr Geschick in die Hände zu nehmen, so zeitigt sie andererseits den Nachteil, dass sie ebenso vielen Menschen, vielleicht einer noch grösseren Zahl, überhaupt die Möglichkeit nimmt, nachzudenken, die sich auf das mehr als strikt Materielle beziehen.

Wie will man auch einen Menschen für höhere Ziele begeistern, der nicht satt zu essen hat, der heute nicht weiss, wo er morgen das Brot für sich und die Seinen hernehmen will?

Hält es doch schon schwer, selbst den sogenannten gebildeten Ständen ein Interesse für eine Sache abzugewinnen, die ausserhalb ihrer beruflichen Sphäre liegt. «Ich habe mit dem besten Willen keine Zeit, mich mit solchen Dingen zu befassen,» lautet in den meisten Fällen die Entgegnung und man kann es leider begreifen bei dem heute bis aufs Lächerliche zugespitzten Kampf ums Dasein, wo ein Jeder zuerst danach trachten muss, dass er nicht von dem lebensgefährdenden Strudel hinabgezogen wird.

Bevor wir also von der Allgemeinheit verlangen können, dass sie sich den Fragen zuwenden soll, die dahin tendieren,

Feuilleton.

Der Marquis de Fumerol.

Von Guy de Maupassant.

(Schluss.)

Hinter seinem Sessel standen, wie zu seiner Verteidigung, zwei junge Frauen, zwei rundliche, kleine Persönchen, die mich mit dreisten Dirnenaugen ansahen. In ihrem Negligé mit den nackten Armen, mit den schwarzen, à la Diable frisierten Haaren und ihren goldgestickten orientalischen Pantöffelchen, die Knöchel und Seidenstrümpfe sehen liessen, sahen sie neben dem Sterbenden aus wie die Figuren des Lasters auf einem symbolischen Bild. Zwischen Fauteuil und Bett stand ein mit weissem Tischtuch, zwei Tellern, zwei Gläsern, zwei Gabeln und zwei Messern gedecktes Tischchen und harrte des von Melanie bereiteten Käseomelettes.

Mit schwacher, aber klarer Stimme sagte mein Onkel mühsam und nach Atem ringend: «Guten Tag, mein Sohn. Unsere Bekanntheit ist leider nicht von langer Dauer.»

«Das ist nicht meine Schuld, lieber Onkel», stotterte ich.

«Nein, nein, das weiss ich», war seine Antwort. «Es ist mehr deiner Eltern Schuld als die deine. Wie geht es ihnen?»

«Danke, ganz gut. Als sie hörten, dass du krank seiest, haben sie mich geschickt, um mich nach dir zu erkundigen.»

«So, so! Warum sind sie nicht selbst gekommen?»

Ich sah zu den beiden Frauen auf und sagte sanft: «Es ist nicht

meine Schuld, dass sie nicht kommen können, lieber Onkel. Es wäre für meinen Vater schwer und für meine Mutter unmöglich, hier zu erscheinen.»

Der Alte antwortete nicht, sondern legte seine Hand in die meine. Ich nahm diese blasse, kalte Hand und hielt sie fest.

Die Tür ging auf. Melanie kam mit dem Omelette und stellte es auf den Tisch. Die beiden Frauen setzten sich sofort vor ihre Teller und assen, ohne die Augen von mir zu wenden.

«Lieber Onkel,» sagte ich, «es wäre meiner Mutter eine grosse Freude, dich umarmen zu können.»

«Auch ich,» murmelte er, «möchte gerne — — —.» Dann schwie er. Ich fand keine Worte, die ich ihm hätte sagen können. Man hörte nur noch das Geräusch der Gabeln auf dem Porzellan und das Mahlen der Zähne.

Da sah der Abbé von der Tür her unsere Verlegenheit. Er hielt das Spiel für gewonnen und den rechten Zeitpunkt für gekommen. Er zeigte sich.

Mein Onkel war derartig erstaunt über diese Erscheinung, dass er anfänglich regungslos sitzen blieb. Dann öffnete er den Mund, als wolle er den Priester verschlingen, und rief schliesslich mit starker, tiefer, wütender Stimme: «Was haben Sie hier zu suchen?»

Der an schwierigere Situationen gewöhnte Abbé trat unbeirrt vor und murmelte: «Ich komme im Namen Ihrer Schwester, Herr Marquis. Sie hat mich zu Ihnen geschickt. Sie wäre über die Massen glücklich, Herr Marquis, — — —.»

Aber der Marquis hörte nicht. Er hob nur die Hand und deutete mit tragischer, unnachahmlicher Geste auf die Tür. Zornig und mü-